

**SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 AULA - Manuskriptdienst**

**Der Buddenbrook-Effekt
Warum die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer wird
Oder: Die Kluft zwischen Arm und Reich und die Dynamik des Kapitalismus**

Autor: Prof. Christoph Deutschmann *
Redaktion: Ralf Caspary
Sendung: Sonntag, 14. Juni 2009, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden erhältlich. Bestellmöglichkeiten unter Telefon: 07221/929-6030

Entdecken Sie den SWR2 RadioClub!

Lernen Sie das Radioprogramm SWR2 und den SWR2 RadioClub näher kennen! Fordern Sie unverbindlich und kostenlos das aktuelle SWR2-Programmheft und das Magazin des SWR2 RadioClubs an.

SWR2 RadioClub-Mitglieder profitieren u.a. von deutlichen Rabatten bei zahlreichen Kulturpartnern und allen SWR2-Veranstaltungen sowie beim Kauf von Musik- und Wort-CDs. Selbstverständlich erhalten Sie auch umfassende Programm- und Hintergrundinformationen zu SWR2. Per E-Mail: radioclub@swr2.de; per Telefon: 01803/929222 (9 c/Minute); per Post: SWR2 RadioClub, 76522 Baden-Baden (Stichwort: Gratisvorstellung) oder über das Internet: www.swr2.de/radioclub.

SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2 Webradio unter www.swr2.de

Ansage:

Heute mit dem Thema: „Der Buddenbrook-Effekt- die Kluft zwischen Arm und Reich und die Dynamik des Kapitalismus“.

Der alte Konsul Buddenbrook in Thomas Manns Roman gab die Maxime aus: Man solle nur solche Geschäfte tätigen, die einen gut schlafen lassen. Aber die Familie scheiterte dann trotzdem, weil bei wachsendem Vermögen die Spekulationslust wuchs. Ähnliches zeigt die aktuelle Finanzkrise, die dadurch ausgelöst wurde, dass die Reichen soviel Vermögen angehäuften hatten, dass sie letztlich unseriös handelten. Und genau dadurch wächst zugleich die Kluft zwischen Arm und Reich. Sie ist in Deutschland inzwischen so groß geworden, dass die Vermögenslosen keinerlei Motivation mehr haben, nach oben zu kommen. Und das ist tödlich für die Dynamik des Kapitalismus.

Das sagt Christoph Deutschmann, Professor für Soziologie an der Universität Tübingen. In der SWR2 AULA analysiert er die Struktur des Kapitalismus und erläutert den Buddenbrook-Effekt. Zu Beginn seines Vortrags zeigt er, warum man den Kapitalismus nicht einseitig mit dem Markt, den Märkten gleichsetzen sollte.

Christoph Deutschmann:

Märkte als soziale Orte des Gütertausches gab es schon im alten China und in Mesopotamien, sie sind eine Einrichtung, die aus der menschlichen Zivilisation nicht wegzudenken sind. Den Kapitalismus dagegen gibt es, obwohl gewisse kapitalistische Tendenzen sich in Westeuropa schon seit dem späten Mittelalter zeigen, erst seit rund 200 Jahren. Die entscheidende Veränderung, die sich damals in Europa abspielte, war die *Verallgemeinerung* der Marktwirtschaft durch die Bauernbefreiung und die Abschaffung der Zunftbeschränkungen. Neben Märkten für Güter und Dienstleistungen entstanden jetzt auch Arbeits- und Bodenmärkte. Der Markt erfasste jetzt über die Arbeitsprodukte hinaus die Existenzbedingen der Gesellschaft selbst. Die breite Masse der Bevölkerung war nicht länger an die Scholle gebunden, sondern hing in ihrer materiellen Existenz nun vom Markt ab. Die Ausdehnung des Marktnexus auf die Arbeitskraft, den Boden und die Natur bedeutete, dass der Markt jetzt nicht mehr nur einen Teilbereich des gesellschaftlichen Lebens regelte. Vielmehr wurde nun der gesamte Reproduktionszusammenhang der Gesellschaft durch ihn erfasst und durch seine Gesetze bestimmt. Der Sozialanthropologe Karl Polanyi spricht in diesem Zusammenhang von der „Großen Transformation“, die den früheren Zustand sozialer Einbettung der Märkte beendete und die ganze Gesellschaft in ein Anhängsel des Marktes verwandelte.

Die Verallgemeinerung des Marktes bedeutete nun aber auch, dass die Bevölkerung sich in zwei Klassen teilte: in eine Minderheit, die über Geld- und Sachvermögen verfügte, und eine Mehrheit, die nichts hatte und daher allein auf die eigene Arbeitskraft als Existenzgrundlage angewiesen war. Der Kapitalismus ist keine Gesellschaft freier und gleicher Marktsubjekte. Was ihn charakterisiert, ist die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Nicht-Besitzern und Besitzern von Vermögen. Und das ist bis heute so: In den USA z. B. verfügen die reichsten 1 Prozent der Haushalte

über etwa die Hälfte der privaten Geld- und Sachvermögen; in Deutschland besitzen die reichsten 10 Prozent der Haushalte etwa zwei Drittel der Geld- und Sachvermögen. Die Differenz zwischen Arm und Reich bedeutet im Kapitalismus nicht etwa nur einen Unterschied des Besitzes über „materielle Güter“, wie so oft irreführend gesagt wird. Vielmehr geht es um eine ungleiche Verteilung privater Eigentumsrechte: Die einen verfügen über Kapital, die anderen nur über ihre Arbeitskraft.

Was hat nun die Ungleichheit der Klassen mit dem dynamischen Charakter des Kapitalismus zu tun? Ich werde mein Argument in drei Schritten entwickeln. Zunächst möchte ich zeigen, dass die Verallgemeinerung des Marktes durch den modernen Kapitalismus eine fundamentale Veränderung im Charakter des Geldes bedeutet. (1). Zum zweiten ist es aber das Charakteristikum des Klassenunterschieds zwischen Kapital und Arbeit, dass er ständisch oder ethnisch nicht festgeschrieben ist. Es gibt die Hoffnung der Vermögenslosen, durch harte Arbeit sozial aufzusteigen, so vergeblich diese Hoffnung oft auch sein mag. Die durch die Aufstiegs konkurrenz motivierte Arbeit der Vermögenslosen ist es wiederum, die die Verwertung des Kapitals der Vermögenden sicherstellt und damit die historisch einzigartige Dynamik des modernen Kapitalismus ermöglicht (2). Aber es darf auch nicht *zu vielen* der Aufstieg gelingen, denn das würde die kapitalistische Dynamik vorantreibende Grundspannung der Klassen verringern, das Wachstum beeinträchtigen und eine Krise heraufbeschwören, und heute scheinen wir es mit genau einer solchen Krise zu tun zu haben (3).

1.) Was bedeutet es, wenn Geld aus den ständischen Einhegungen und institutionellen Einbettungen heraustritt und zu einem universalen privaten Eigentumsrecht auch über die Arbeit, den Boden, die Natur wird? Auch im Kapitalismus kommt Geld zwar nicht ganz ohne Institutionen aus. Aber es funktioniert in den denkbar unterschiedlichsten institutionellen Kontexten; selbst auf den Schwarzmärkten der früheren sozialistischen Länder, in denen das Privateigentum ja weitgehend abgeschafft war, hat es – wie wir wissen – funktioniert. Denn es ist ja selbst ein transportables, interpersonal übertragbares Eigentumsrecht, das nichts rein Egoistisches ist, sondern durchaus gewisse zivilisierende Wirkungen hat: Wer tauscht, der schlägt den Anderen nicht tot oder nimmt ihm sein Eigentum einfach weg. Aber die Moral des Geldes reduziert sich auf die Respektierung der gegenseitigen Rechte auf Leben und Eigentum; alle weiteren Gerechtigkeitsforderungen, insbesondere die Forderung nach „gerechten“ Preisen, werden ausgeklammert. Genau wegen dieser moralischen Anspruchslosigkeit, weil es soziale Ansprüche auf ihren denkbar kleinsten Nenner bringt, ist Geld heute das schlechthin universale und globale Medium: Sein langer Arm reicht bis in die letzten Winkel der Welt, weiter als die noch immer national verankerte Politik und das Recht, als die Wissenschaft, auch als die sogenannten „Weltreligionen“. Niemand kann ihm enttrinnen, man versuche doch nur mal, ohne Geld zu leben.

Der Soziologe und Philosoph Georg Simmel hat in seiner berühmten, vor 100 Jahren erschienenen „Philosophie des Geldes“ die gesellschaftliche Bedeutung des Geldes in der modernen Gesellschaft genauer analysiert. Die Tauschmitteltheorie des Geldes, die seinen Wert allein aus dem Nutzen der kaufbaren Güter ableitet, ist, wie Simmel betont hat, zwar nicht falsch, aber sie sieht den Wald vor lauter Bäumen

nicht. Die Kaufkraft des Geldes ist, wie er (1989: 276 f.) zeigt, nur die Embryonalform eines in ihm angelegten viel größeren Potentials. Geld ermöglicht nämlich „individuelle Freiheit“ – nicht die Freiheit des einsamen Siedlers im Walde, sondern die Freiheit des Individuums mitten in der Gesellschaft. Dank des Geldes können die Menschen sich gerade in einer Gesellschaft, die sie in einer unvorstellbaren Weise voneinander abhängig gemacht hat, individuell frei bewegen. Diese Freiheit erstreckt sich auf alle Seiten der menschlichen Existenz: auf die Welt der Sachen, auf die soziale Welt, auf die Zeit, auf den Raum. Ich kann nicht nur frei wählen, was ich kaufe, sondern auch bei wem, wann, wo ich kaufe. Dank des Geldes werde ich zwar von meinen Mitmenschen insgesamt nicht unabhängig – im Gegenteil –, aber ich werde unabhängig von *jedem/jeder einzelnen* meiner Mitmenschen, weil ich ja gegebenenfalls immer auch woanders hingehen kann.

Geld ist nicht nur ein ökonomisches Tauschmittel, sondern verkörpert ein viel umfassenderes Potential *gesellschaftlicher* Privatmacht, das alle Weltbezüge der menschlichen Existenz umschließt. Es ist, wie die Alltagssprache sagt, „Vermögen“, also ein „Können schlechthin“ (Simmel 1989, S. 276). Ein Mittel, das so vieles vermittelt, kann nicht so harmlos sein, wie die ökonomische Theorie suggeriert. Weil es ein *allgemeines* Mittel ist, ist es unvermeidlich mehr als ein *Mittel*, sondern es wird zum Selbstzweck.

Das Problem beim Geld ist allerdings immer: Man muss es haben. Der Arme, der nichts oder nur wenig davon hat, hat auch von der im Geld angelegten Wahlfreiheit nichts: Sein Budget ist vollständig durch seine Lebensnotwendigkeiten vorherbestimmt. Der Unterschied zwischen Arm und Reich ist ein Unterschied der Freiheit, nicht bloß der materiellen Ausstattung. Es kommt nicht nur darauf an, was ich mit meinem Geld wirklich tue oder erwerbe, es kommt vor allem darauf an, was ich tun *könnte*. Geldvermögen ist Träger einer diesseitigen Utopie, einer Verheißung, wie sie stärker nicht sein könnte: Wenn ich nur genug Geld habe – allerdings habe ich nie genug –, kann ich alles, was *die Menschheit* kann; ich kann alle Güter der Welt und noch dazu Schönheit, Gesundheit, Intelligenz, Bildung kaufen, eines Tages sogar vielleicht persönliche Unsterblichkeit, wie uns die Biotechnologie-Propheten versprechen. Das erklärt, warum gerade die Reichen vom Geld oft nicht genug bekommen können. Nicht selten kommt deshalb es zu einer rauschhaften Übersteigerung des Selbstwertgefühls des Vermögensbesitzers, die ihn den Unterschied zwischen seinen durchaus begrenzten persönlichen Fähigkeiten und dem grenzenlosen Potential des Geldes vergessen lässt.

Nun ist die Vermögenseigenschaft des Geldes keine dem Geld selbst innewohnende mysteriöse Qualität. Sie ist auch nichts Psychologisches, sondern etwas Gesellschaftliches. Sie wurzelt, auch wenn es den Akteuren oft nicht bewusst ist, in einer sozialen Beziehung, der Beziehung zwischen Gläubigern und Schuldern. Geld entsteht aus Kontrakten zwischen Gläubigern und Schuldern. Stünden den Geldvermögen nicht Schuldner gegenüber, die bereit und in der Lage sind, ihre Schulden zinsträchtig abzarbeiten und einzulösen, so wären die Vermögen nichts als ein Stück Papier, eine pure Illusion. Und obwohl es die Gier nach dem Gelde zu allen Zeiten gegeben hat, hat sich die Vermögenseigenschaft des Geldes, die dieser Gier ja zugrunde liegt, erst in der modernen Gesellschaft in ganzer Breite und Tiefe entwickelt. Den Grund dafür hatte ich schon genannt: Er liegt in der Verallgemeinerung

der Ware-Geld-Beziehungen, in der Ausdehnung des Geldnexus auch auf die Produktionsbedingungen, insbesondere die lebendige Arbeitskraft. Der Wert des Geldes hängt davon ab, was man dafür kaufen kann. Je vielfältiger und lebenswichtiger das für Geld zu Erwerbende ist, desto mehr wächst auch sein Eigenwert, d. h. die Wertschätzung der mit dem Geld verknüpften Dispositionschancen. Diese Steigerung erreicht mit dem Zugriff des Geldes auf das freie, das heißt selbst in den Geldnexus einbezogene und also auch selbst an seiner eigenen Vermarktung interessierte Arbeitsvermögen ihre denkbar höchste Stufe. Die menschliche Arbeitskraft ist ja nicht eine x-beliebige Ressource, sie ist nicht ein bloßer „Produktionsfaktor“, den man mit Maschinen oder Boden einfach auf die gleiche Stufe stellen könnte, wie es in der Betriebswirtschaftslehre noch immer üblich ist. Wenn wir über Arbeit reden, dann meinen wir nicht nur den Blaumann an der Werkbank, auch nicht nur manuelle Arbeit, sondern auch dispositive und geistige Arbeit, die Arbeit des Ingenieurs, der Erfinderin, des Intellektuellen, Dienstleistungs- und soziale Beziehungsarbeit, nicht zu vergessen die Arbeit des Soldaten – die Reihe könnte ohne Ende fortgesetzt werden. Arbeit führt nicht nur vorgegebene Programme aus, sondern ist kreativ, sie kann Neues produzieren. Sie ist nicht nur etwas „Ökonomisches“, sondern das, was unsere geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit erst hervorbringt – vielleicht nicht die ganze Wirklichkeit, aber doch wesentliche Momente von ihr.

Was bedeutet es, wenn dieses Vermögen zur Erzeugung gesellschaftlicher Wirklichkeit unter die Kontrolle des Geldes gerät? Es bedeutet zum einen, wie gesagt, dass der Eigenwert des Geldes zu geradezu religiöser Selbstzweckhaftigkeit gesteigert wird. Es bedeutet zum anderen, dass die Marktkonkurrenz einen beständigen Druck zur Entwicklung der Potentiale menschlicher Arbeit entstehen lässt.

2.) Was hat der Arbeitsvertrag mit dem dynamischen Charakter des Kapitalismus zu tun? Der Arbeitsvertrag ist im Gegensatz zu Verträgen über den Kauf von Gütern und Dienstleistungen „offen“, das heißt, er begründet einen Anspruch des Arbeitgebers auf die Disposition über die Fähigkeiten des Arbeitnehmers. Aber während diese Potentiale und der komplementäre Anspruch auf der Ebene des individuellen Vertrages zeitlich, sachlich, räumlich begrenzt sind, sind sie auf kollektiver Ebene, d. h. auf der Ebene der Gesamtarbeit, unbestimmbar. Denn wegen der schon erwähnten kreativen Eigenschaften menschlicher Arbeit ist eine abschließende Definition dessen, was sie leisten kann, unmöglich: Sie müsste nicht nur alle früheren und gegenwärtigen, sondern auch alle zukünftigen Erfindungen einschließen. Das aber würde auf einen Selbstwiderspruch hinauslaufen. Die Potentiale der Arbeit sind durch keine Summe Geldes je einlösbar und als Gesamtheit niemals zu bestimmen, geschweige denn privat zu besitzen. Hier eröffnet sich in der Tat ein Reich unbegrenzt erscheinender Möglichkeiten. Die Einlösung des Eigentumsanspruchs auf die lebendige Arbeit ist denkbar nur als unendlicher *Prozess*, das heißt durch die Verwandlung des Geldes in „Kapital“ und die komplementäre Entwicklung der Potentiale der Arbeit im kapitalistischen Produktionsprozess. Der Widerspruch zwischen dem quantitativ fixierten Charakter jeder Geldsumme und der Unbestimmbarkeit der kreativen Potentiale der Arbeit kann nur dynamisch aufgelöst werden: nicht durch den einzelnen Gewinn, sondern nur durch die „rastlose Bewegung des Gewinnens“ (Marx 1988: 168). Und so kommt es im Kapitalismus zu

immer neuen Erfindungen, zu technischen und industriellen Revolutionen, zu immer neuen Konsummoden, immer neuen Umwälzungen auch der Organisationsstrukturen und der sozialen Institutionen. Der Kapitalismus kennt kein Gleichgewicht, er kann sich nicht einfach auf dem gleichen Niveau reproduzieren. Dynamik und Wachstum sind seine obersten Imperative. Und wenn das Wachstum nicht zustande kommt, dann kann es nur rückwärts gehen, dann folgt die Krise auf dem Fuße.

Aber wie kann diese Dynamik konkret funktionieren? Sie kann – um das nur sehr knapp zu formulieren – unter drei Bedingungen funktionieren, die sich nicht leicht miteinander in Einklang lassen. Die *erste Bedingung* hatte ich schon genannt, nämlich den Klassenunterschied zwischen Vermögenden und Vermögenslosen, das heißt auf den Arbeitsmarkt Angewiesenen. Die *zweite Bedingung* ist, dass der Klassenunterschied nicht ständisch, ethnisch oder religiös festgeschrieben sein darf. Die Vermögenslosen müssen unabhängig von ihrer Herkunft für sich wenigstens eine gewisse Chance sehen, durch harte Arbeit sozial nach oben zu kommen und auf die andere Seite zu wechseln, wenn nicht zu Reichtum, so doch wenigstens zu einer bescheidenen bürgerlichen Existenz zu kommen, auch wenn diese Chance objektiv kaum größer sein mag als die Gewinnchance bei einer Lotterie. Die Utopie individueller Freiheit, die Hoffnung auf Reichtum treibt die Vermögenslosen zu außerordentlichen, mehr als nur routinemäßigen Arbeitsleistungen, und die Konkurrenz zwingt sie auch dazu. Viele verschulden sich, um den erhofften Erfolg bzw. sozialen Aufstieg quasi vorwegzunehmen und setzen sich damit selbst unter Druck. Es ist diese durch die Aufstiegs konkurrenz genährte Arbeits- und Verschuldungsbereitschaft der Vermögenslosen, die ihrerseits die Verwertung des Kapitals der Vermögenden sicherstellt. Und *drittens* muss die Bevölkerung wachsen und möglichst jugendlich sein. Der Kapitalismus setzt eine zukunftsorientierte Lebensweise der breiten Masse voraus, die nun einmal das Privileg der Jüngeren ist. Die demographische Struktur ist deshalb eine weitere wichtige Randbedingung.

Die ideale Konstellation für einen florierenden Kapitalismus ist folglich ein ausgeprägter Klassenunterschied mit wenigen reichen Vermögensbesitzern an der Spitze, mit einer wachsenden, armen, jugendlichen, aber zugleich aufstiegs willigen Bevölkerung an der Basis. Das Streben nach Aufstieg und Reichtum motiviert außerordentliche Arbeitsleistungen der Vermögenslosen, die für hohe Renditen des Kapitals sorgen. Unter diesen Bedingungen, wie sie zum Beispiel in der Zeit der industriellen Revolution in Europa gegeben waren, in den USA im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit ihren immer neuen Einwanderungswellen und beispielhaft im westdeutschen „Wirtschaftswunder“ der ersten beiden Jahrzehnte nach dem zweiten Weltkrieg, kann sich ein sich selbst verstärkender positiver Wachstumsprozess entwickeln.

3.) Nun haben sich aber die Zeiten geändert, wie wir wissen; und ich komme jetzt zum dritten und letzten Teil meiner Überlegungen. Dank der Wirtschaftsprosperität in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts ist vielen Menschen in Westeuropa, in den USA und auch in Japan der soziale Aufstieg gelungen; die Mittelschichten sind gewachsen, die Arbeiterschichten dagegen sind zurückgegangen. Obwohl die Ungleichheit der Vermögensverteilung sogar noch zugenommen hat, haben sich auch in den oberen Mittelschichten beträchtliche Finanzvermögen gebildet, die ihren Besitzern ein manchmal erkleckliches arbeitsunabhängiges Zusatzeinkommen in Form von Zinsen,

Dividenden und Mieten ermöglichen (insgesamt beliefen sich die privaten Finanzvermögen in Deutschland im Jahr 2006 auf rund 4,6 Billionen Euro). Viele dieser Gutverdienenden sind akademisch gebildet und haben sich vergleichsweise komfortable und prestigeträchtige berufliche Positionen – überwiegend als höhere Angestellte und Beamte, nicht als Selbständige – erarbeitet. All dies lässt den Drang nach weiterem sozialem Aufstieg schwächer werden. Geld ist zwar unvermindert begehrt, die unternehmerische Arbeit als ihr notwendiges Gegenstück aber immer weniger. Auch die Nachkommen dieser Arrivierten wachsen in einem gut gepolsterten Nest auf und müssen um ihren sozialen Erfolg nicht mehr kämpfen. Ungleichheiten des Vermögensbesitzes werden ebenso wie Bildungsungleichheiten in hohem Maße „vererbt“, mit der Folge, dass die Aufstiegswege sozial geschlossen werden und die ungleiche Verteilung der sozialen Chancen auf Dauer gestellt wird. Die unteren, potentiell aufstiegsorientierten Schichten dagegen werden relativ geringer und die Vererbung der Vermögen und Bildungsprivilegien der Erfolgreichen sorgt überdies dafür, dass sie sich zunehmend sozial „abgehängt“ fühlen. Vor allem die Chancen der Geringqualifizierten (nicht nur der Migranten, sondern auch der Deutschen) sind heute offenbar so schlecht geworden, dass sie die Hoffnung auf den Aufstieg begraben haben; Begriffe wie „abgehängtes Prekariat“ oder „soziale Exklusion“ haben sich in der neueren Sozialforschung verbreitet.

Die Folge ist, dass sich die Marktkonstellation an den Vermögensmärkten verschiebt: Die anlagesuchenden Finanzvermögen nehmen stark zu, nicht nur als Folge der fortschreitenden Vermögensakkumulation bei den kapitalbesitzenden Eliten, sondern auch als Folge des wachsenden Reichtums der Mittelschichten. Die potentiellen Schuldner dagegen, die – gleichgültig ob Arbeitnehmer oder Selbständige – nur aus den Vermögenlosen unteren Schichten kommen können, werden dagegen weniger zahlreich, überdies sinken ihre sozialen Chancen. Unter dem Blickwinkel der Vermögensmärkte heißt das: Die „Rentier“schichten und -interessen gewinnen an gesellschaftlichem Gewicht, das „unternehmerische“ Element dagegen geht zurück. Man könnte dies als „kollektiven Buddenbrook-Effekt“ bezeichnen: Das heißt, der von Thomas Mann beschriebene Aufstieg und Niedergang der Kaufmannsfamilie Buddenbrook wiederholt sich in der ganzen Gesellschaft. Dieser Effekt wird durch die wachsende Rolle „institutioneller Investoren“, also Pensions-, Investment-, Private Equity- und Hedgefonds, bei der Verwaltung der Vermögen und der Kontrolle der Unternehmen noch verstärkt, denn die Investmentfonds sind ja nichts anderes als Sachwalter und Verstärker der Rentierinteressen. Dazu kommen die immer deutlicheren Auswirkungen der demographischen Entwicklung: Die Bevölkerung wächst nicht mehr, sondern sie schrumpft und altert, und auch mit der Alterung sinkt der Anteil der wirtschaftlich Aktiven und wächst der Anteil der Rentiers.

Vor diesem Hintergrund sollte man sich über die schon seit Jahrzehnten aufgestaute Überliquidität an den internationalen Kapitalmärkten, die sich in der gegenwärtigen Krise entladen hat, nicht wundern. Es ist also verkürzt und oberflächlich, wenn, wie dies gegenwärtig meist geschieht, nur die Geldgier und Skrupellosigkeit der Bankmanager als Hauptursache der Krise hingestellt werden oder die Korruption der Aufsichtsgremien oder das Versagen der politischen Regulierungsinstanzen. Alle diese Exzesse und Verfehlungen hat es gegeben, und die Kritik an ihnen ist berechtigt. Aber man darf auch den sozialstrukturellen Hintergrund nicht vergessen, der sie erst ermöglicht und hervorgebracht hat: nämlich den chronischen Überfluss

anlagesuchender Finanzvermögen im Verhältnis zu den realen Anlagemöglichkeiten, das heißt den „guten“ zahlungsfähigen Schuldner in der Gesellschaft. Die Fondsmanager haben, getrieben auch durch die Renditeerwartungen der Kunden und die dadurch ausgelöste Konkurrenz, das eigentlich „überflüssige“, das heißt weder konsumierbare noch investierbare Kapital, in den Markt gedrückt und dadurch eine gigantische Blase aufgebaut, die jetzt geplatzt ist.

Was folgt aus dieser Diagnose für die Zukunft des Kapitalismus? Es folgt zunächst, dass die Probleme, mit denen wir es heute zu tun haben, nicht aus dem Versagen, sondern gerade aus dem Erfolg des Kapitalismus entstanden sind. Der Kapitalismus – und das ist heute in China nicht anders als in Westeuropa nach dem 2. Weltkrieg – mobilisiert die Individuen und ihre unternehmerischen Energien durch das Versprechen auf sozialen Aufstieg und „Wohlstand für alle“. Aber sollte dieses Versprechen wirklich für relevante Teile der Bevölkerung eingelöst werden, sollte sich der Traum vom „Wohlstand für alle“ realisieren – was dann?

Der Kapitalismus lebt von der Klassenpolarisierung zwischen Reich und Arm, von ihrer immer neuen Herstellung und dynamischen Überwindung. Lässt die Spannung nach, dann wird Kapital weniger knapp, die Rendite sinkt und mit ihr lässt die Dynamik nach. Das aber bedeutet Krise und Armut mitten im Überfluss. Die stationäre Reproduktion eines gehobenen, nur mäßig differenzierten Wohlstandsniveaus ist unter kapitalistischen Voraussetzungen unmöglich. Anders ausgedrückt: Der Kapitalismus fordert Menschen, die auf die Zukunft, auf den individuellen Erfolg und Aufstieg hin leben; die Knappheit und die Rendite des Kapitals sind nichts anderes als der Ausdruck der Zukunftsorientierung der Gesellschaft. Wenn es aber mehr Menschen gibt, die eher in der Gegenwart statt in der Zukunft leben oder leben möchten, wie das in den entwickelten Ländern zunehmend der Fall ist, dann heißt das, dass Kapital weniger knapp wird, vielleicht seinen Knappheitswert gänzlich einbüßen wird, und das bedeutet eine permanente Krise. Zentralbank-Zinssätze in der Nähe von Null, wie gegenwärtig in den USA, in Großbritannien und beinahe schon auch in Euroland, zeigen, dass dies keineswegs eine aus der Luft gegriffene Vorstellung ist. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

*** Zum Autor:**

Prof. Dr. Christoph Deutschmann, geb. 1946 in Stuttgart. Studium der Soziologie. 1976 - 1984 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung in Frankfurt/M. 1984 - 1986 Forschungsstipendiat des Lynen-Programms der Alexander von Humboldt-Stiftung sowie der Japan Society for the Promotion of Sciences an der Tohoku-University in Sendai/Japan. 1986 - 1989 Projektleiter und Forschungs koordinator am Wissenschaftszentrum für Sozialforschung in Berlin, Schwerpunkt Arbeitsmarkt und Beschäftigung. 1987 Habilitation am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt. Seit 1989 Professor am Soziologischen Seminar der Universität Tübingen und Vorstandsmitglied des Forschungsinstituts für Arbeit, Technik und Kultur e.V. in Tübingen. Seine Arbeitsschwerpunkte u. a.: Industrielle Arbeitsbeziehungen, Soziologie des

Managements, Wirtschaftssoziologie (Soziologische Aspekte des Umganges mit Geld)

Bücher (Auswahl):

- Kapitalistische Dynamik. Eine gesellschaftstheoretische Perspektive. Vs Verlag. 2008.
- Postindustrielle Industriosozologie. Theoretische Grundlagen, Arbeitsverhältnisse und soziale Identitäten. Juventa Verlag. 2002.
- Die gesellschaftliche Macht des Geldes. Vs Verlag. 2002.
- Die Verheißung des absoluten Reichtums. Zur religiösen Natur des Kapitalismus. Campus-Verlag. 2. Aufl. 2001.
- Wirtschaftssoziologie (Hrsg. zusammen mit Jens Beckert). Vs Verlag. Erscheint voraussichtlich im Oktober 2009.